



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Allerlei Laufbahnen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

haben. Aniltes Arbeiten, die antike, mittelalterliche, Renaissance- und moderne Geisteskultur in ihren Hauptsitzen Athen, Paris, Wittenberg und Weimar durch ihre vornehmsten historischen Vertreter darstellend, sind glänzend kolorirt, vortrefflich gezeichnet und in streng geschichtlichem Stile gehalten. Aber die Korrektheit wird nirgends von dem Feuer des Genius durchglüht. In dem letzten Bilde haben wir nur eine sehr nüchterne Aneinanderreihung von Kostümfiguren vor uns, welche die klassische Epoche Weimars ungefähr wie ein biographisches Lexikon illustriren. Brauseweiteres Kompositionen sind in der Farbe, in der Zeichnung, in der Erfindung so mittelmäßig, daß jedes Wort der Kritik überflüssig ist. Ein Genre-maler von bescheidener Begabung, der zur Not einige Kostümfiguren richtig in eine Landschaft oder in einen Innenraum hinstellen kann, wird trotz ehrenvoller Aufträge nicht im Handumdrehen zum Historienmaler. Wandlungen des Genies lassen sich nicht durch amtliche Dekrete herbeiführen.



Allerlei Laufbahnen.

3. Auch wenn du Ischarioth hießest!



er „alte Rosenstiel,“ unser gewissenhafter Korrektor, war bei der ganzen Redaktion beliebt, ungeachtet seiner wenig einnehmenden Erscheinung und der orthographischen und stilistischen Schrullen, mit denen er sich manchen Eingriff in die Rechte der Autoren erlaubte. Mit seinem Gesichte und seinen Manieren söhnten uns die harmlose Gutmütigkeit und Bescheidenheit aus, mit seinen eigenmächtigen und unnötigen Korrekturen die sorgsame Ausbesserung nicht nur der Setzfehler, sondern auch der Versehen, die bei dem atemlosen Schreiben in einer Zeitungsstube so leicht vorkommen. Denn er war ein grundgelehrtes Haus und hätte es bei seinem vielseitigen Wissen zu ganz andern Lebensstellungen bringen können, wäre er nicht so träg und unbeholfen in seinen eignen Angelegenheiten und dabei anspruchs- und bedürfnislos bis zum Eynismus gewesen. Der größte Teil seines Lebens war mit Unterrichten in allen möglichen Dingen hingegangen, für seine alten Tage war ihm das Korrektorenlesen bequemer, das ihn notdürftig ernährte und ihm Zeit ließ für seine Sprachstudien. Für ein großes Werk über den Talmud sammelte er Berge von Excerpten und Notizen, aber zum Verarbeiten derselben ist er nie gekommen.

Als er eines Tages in seinem niemals gelüfteten, mit mehr Büchern und Papieren als Möbeln angefüllten Dachstübchen saß und stillvergnügt über einem Folianten brütete, stellte sich ihm ein Jüngling in sehr abgetragenen, staubbedeckten Kleidern als Verwandter vor, welcher zu Fuß geradeswegs aus Polen angekommen war, um „sein Glück zu machen.“ Dazu sollte der „Dunkel“ ihm behilflich sein. Der Alte war nicht übermäßig erfreut über diesen Besuch, aber seine Gutherzigkeit und der nationale Familiensinn hielten ihn zurück, den „Neffen“ einfach abzuweisen, dessen in fürchterlichem Kauderwälsch dargelegte Abstammung kaum den Anspruch auf Verwandtschaft, selbst in nichtjuristischem Sinne, rechtfertigen konnte. Er nahm eine Art Prüfung mit dem Ankömmling vor, deren Ergebnis ihn ganz bekümmert ausrufen ließ: „Du willst dein Glück in der großen, fremden Stadt machen? Du kannst ja nicht einmal Deutsch, kannst überhaupt nichts, absolut garnichts!“ Er werde schon lernen, was nötig sei, meinte der Junge, setzte aber, als Rosenstiel

sich erbot, ihm Unterricht zu erteilen, und sofort den Anfang machen wollte, hinzu, aus Büchern brauche er nichts zu lernen. Der Dunkel sei ja bei einer Zeitung, und bei Zeitungen hätten schon mehrere aus seiner Heimat ihr Glück gemacht; der Dunkel möge ihm nur ein Pöfchen verschaffen, das Weitere werde sich schon finden. Eine solche Berwegenheit war dem Alten noch nicht vorgekommen, und der Unternehmungsgeist, welchen der Junge im weiteren Gespräch an den Tage legte, setzte ihn mehr und mehr in Erstaunen und nötigte ihm einen gewissen Respekt ab, der mit Mißtrauen durchsetzt war. „Bei unserm Blatte ist kein Platz für dich,“ sagte er endlich, indem er den Nachsatz: „da sind lauter anständige Leute,“ verschluckte; „doch bei der * Zeitung kenne ich den Expeditor, der kann dich vielleicht unterbringen. Aber,“ und dabei spielte ein sarkastisches Lächeln um seinen zahnlosen Mund, „wenn du dein Glück machen willst, darfst du nicht Kohn heißen, und nun gar Isaschar Kohn. Das dürftest du nur ein reicher Mann erlauben; wer kein Geld hat, setzt sich damit dem Spott aus.“ Der Jüngling war bisher auf seinen Namen sehr stolz gewesen, wollte ihn indessen gern opfern, wenn er seinem Glück im Wege stünde. Es wurden mehrere Variationen versucht, alle waren dem Alten „anrühlich,“ König fand zuletzt Gnade; „Isidor König, ja das klingt.“

Wenige Tage später war Isidor König wohlbestallter Zeitungsträger, rannte straßauf, straßab, gewann in kürzester Zeit Ortskenntnis, verriet ein überraschendes Gedächtnis für Namen und Personen, und lernte bald sich verständlich machen. Seine Talente blieben nicht unbemerkt, man gab ihm einen Platz in der Expedition. Da mußte er ebenfalls rasch Bescheid, hatte die Augen und Ohren überall und behielt beim flinksten Arbeiten immer noch Zeit übrig, mit den Kunden zu plaudern. Hatte er da eine Stadtneuigkeit erfahren, so brachte er sie in seiner Weise zu Papier, malte I. K. davor und schickte das Manuskript in die Redaktion. Wenn am folgenden Morgen die Notiz wirklich erschien, war sie allerdings gänzlich umgestaltet, doch das hielt ihn nicht ab, jedermann auf „seinen Beitrag“ aufmerksam zu machen. Er war „Mitarbeiter,“ und sein Ansehen stieg mächtig bei dem Personal, welches sich sonst über sein originelles Deutsch lustig gemacht hatte, und bei seinem Publikum.

Aber solche kleine Erfolge konnten den Ehrgeiz Isidor Königs nicht befriedigen. Eines Tages meldete er sich beim Eigentümer des Blattes und setzte ihm kurz und gut auseinander, das Unternehmen werde nach falschen Prinzipien geleitet. Für jede Zeile berechne die Redaktion Honorar, umgekehrt müsse die Redaktion für jede Zeile Honorar einnehmen. Der Eigentümer hatte anfangs nicht übel Lust, dem zudringlichen Narren die Thür zu weisen. Aber der führte seinen Satz mit ebensoviel Zuversicht als Zungenfertigkeit aus: jeder Aufsatz, jede Nachricht bringe doch irgend jemand Nutzen, und dafür müsse dieser Jemand zahlen. An der neuesten Nummer demonstrierte er, daß die Artikel über Literatur, Musik, Theater, bildende Kunst, über Handel und Gewerbe, ja sogar über Prozesse nicht nur zur Unterhaltung der Abonnenten dienten, die dafür ihren Tribut entrichteten, sondern zugleich für Anstalten oder Personen Reklame machten, und daß die Zeitung keine Veranlassung habe, solche Dienste umsonst zu leisten. Eifrig rief er: „Die Schriftsteller, die Buchhändler, die Komponisten, die Theaterdirektoren, Schauspieler und Musiker, die Maler und Bildhauer, die Kaufleute, Industriellen, Banken, alle machen sie Geschäfte durch die Zeitung, soll die Zeitung kein Geschäft dabei machen? Was haben Sie davon, daß Sie die langen Reden der Advokaten und der Abgeordneten abdrucken? Wollen die ihre Reden lesen, sollen sie dafür zahlen! Ich möchte den Minister nicht nennen, wenn er's umsonst haben will!“

Mit wachsendem Staunen hatte der Zeitungseigentümer zugehört, und als der Redner endlich atemlos innehielt, sagte er wohlwollend: „Junger Mann, Sie sind ein Idealist. Freilich wäre das der normale Zustand, denn jetzt arbeiten wir, wie Sie richtig bemerken, fortwährend für andre und ernten keinen Dank dafür. Aber wir leben in einer unvollkommenen Welt und müssen uns mit dem Bewußtsein zufrieden geben, das Wahre, Gute und Schöne mit allen Kräften zu fördern, also die Menschheit ihrem großen Ziele näherzuführen. Indessen will ich mir die Sache überlegen, vielleicht lassen sich Ihre Ideen wenigstens nach und nach verwirklichen. Mit einem Schlage ist eine bedeutende Reform nicht durchzusetzen, die Gemüter müssen langsam an das Neue gewöhnt, müssen überzeugt werden. Wenn man der großen Menge plötzlich, ohne Vorbereitung, ein Licht aufstecken wollte, würde sie nur geblendet und verblüfft werden. Wir sprechen noch darüber.“ Für sich dachte er: „Der Mensch ist ein Genie.“

In der That wurde die „Reform“ sogleich in Angriff genommen, nicht so stürmisch und radikal, wie Isidor König gewünscht hatte, sondern Schritt für Schritt. Und wie sich von selbst versteht, erhielt er dabei eine, um nicht zu sagen die entscheidende Stimme. Er wurde beauftragt, jedes gedruckte Blatt genau zu prüfen, den Wert der Mitteilungen zu taxiren und eine Liste derjenigen Personen oder Institute und Geschäfte anzufertigen, welche nach seiner Ansicht in Kontribution gesetzt werden mußten. Zum Schmerze des kühnen Reformators wurden diese Listen regelmäßig gekürzt und die Summen herabgesetzt, da der bedächtige Eigentümer stets in Furcht vor öffentlichem Vergerniß schwebte. Doch das Prinzip war anerkannt und König gefürchtet wie der Großinquisitor. Denn falls er keinen Schuldigen außerhalb der Redaktion ermitteln oder erreichen konnte, hielt er sich an den Verfasser des Artikels, belastete dessen Honorarkonto und stellte ihm frei, sich schadlos zu halten. Zu Anfang rebellirten zwar die Mitarbeiter oder verspotteten sein System. Wenn z. B. gemeldet worden war, daß Louis Napoleon sich nach Rombières begeben habe, so fragten sie den „Administrator“ (welcher Titel ihm beigelegt worden war), ob er dem Kaiser schon die Rechnung geschickt habe. Allein Widerspruch und Spott verstummten, als sich zeigte, welchen Einfluß er sich erworben hatte, daß er rachsüchtig war und keine Beleidigung vergaß. Auch das Publikum ließ sich die neue Art von Steuer nicht ganz geduldig aufbürden, mehrmals versuchte jemand, eine Koalition ins Leben zu rufen, um das Unwesen öffentlich zu brandmarken, und immer erklärten viele, ein solcher Schritt werde sehr nützlich sein; nur unterschreiben wollte niemand. Wer wollte es auch mit der verbreiteten Zeitung verderben! Man murrte und zahlte.

Die weitere Entwicklung hat nichts überraschendes. Isidor König betrieb den Verkauf der Zeitung an eine Aktiengesellschaft und wurde „Direktor.“ Nach einigen Jahren waren die meisten Aktien in seinen Händen, und so weiter.

Bevor er noch den Gipfel seiner Macht erklimmen hatte, wurde ihm eines Tages gemeldet, daß der Onkel Rosenstiel im Sterben liege. Er fand den Alten in demselben Dachzimmer, das noch ebenso ärmlich, unordentlich und schmutzig aussah wie damals, als Isaschar Kohn es zum erstenmal betrat. Gerechter Stolz mußte die Brust des Mannes schwellen, welcher jetzt, frisiert und parfümirt, nach der neuesten Mode angethan, eine Brillantnadel im roten Halstuch, an dem Bette des Gelehrten stand. Der aber betrachtete ihn voll gutmütiger Schelmerei. „Ich muß dich um Verzeihung bitten,“ sagte er, „ich habe dich um deinen ehrlichen Namen gebracht. Das wäre nicht notwendig gewesen, du hättest dein Glück gemacht, auch wenn du Ischarioth hießest.“

4. Blumberg und Bergblum.

Es gab einmal zwei schöne Seelen, Blumberg und Bergblum, die sich gefunden und verbunden hatten zur Herausgabe eines merkwürdigen Journals, dessen Titel mir entfallen ist. Der eine hatte die „geistige“ Leitung, der andre die „geschäftliche,“ aber diese Arbeitsteilung war nur nominell, galt nur für gewisse Fälle, in welchen es dem einen oder dem andern bequem sein konnte zu sagen: „Davon weiß ich nichts, das ist Sache meines Administrators.“ Der „Administrator“ war dann stets der andre. In der That beteiligten sich beide in ganz gleicher Weise an den Redaktions- und Expeditiousarbeiten. Die ersteren bestanden vorzugsweise darin, in dem Adreßbuche nach Personen zu suchen, welche vielleicht bereit sein würden, sich einem Organe, welches ihren vermeintlichen Verdiensten zur öffentlichen Anerkennung verhülfe, dankbar zu erweisen. Die Personen, zu welchen die Redakteure dies Zutrauen hatten, erhielten Mitteilung von der guten Absicht der letzteren. Viele ließen sich willig finden, „gegen Ersatz der Druckkosten“ berühmt zu werden. Zeigte sich jemand nicht ehrfürlich, oder war ihm das vorgeschlagene Mittel nicht genehm, oder schienen ihm die „Druckkosten“ zu hoch, so erhielt er gewöhnlich nach einiger Zeit die vertrauliche Mitteilung, daß bei der Redaktion ein Artikel eingelaufen sei, dessen Abdruck ihm unangenehm sein werde, die Redaktion selbst wünsche nichts sehnlicher, als von der Unwahrheit des Inhaltes durch ihn überzeugt zu werden. Dann beeilte sich mancher, die gewünschte Ueberzeugung herzustellen. Wer auch gegen solche Mahnung taub blieb, hatte es sich selbst zuzuschreiben, wenn in dem geschätzten Blatte kleine gehässige Notizen über ihn oder leicht verständliche Anspielungen auftauchten, aber in so vorsichtiger Fassung, daß er keinen Schutz dagegen anrufen konnte, ohne sich selbst anzuschuldigen oder lächerlich zu werden. So verdienten Blumberg und Bergblum redlich ihr tägliches Brot und teilten es redlich miteinander.

Leider war jeder von des andern Redlichkeit nicht in dem Grade überzeugt wie wir. Bald hegte dieser, bald jener den Verdacht, bei einem Beutezuge über-vorteilt worden zu sein. Und so oft auch dergleichen kleine Differenzen auf gütlichem Wege ausgeglichen wurden: endlich erklärten doch beide einstimmig, mit einem so ausgemachten Schurken könnten sie nicht länger in Verbindung bleiben. Jeder gründete ein eigenes Blatt. Nennen wir der Kürze halber das eine den „Blumenberg,“ das zweite die „Bergblume.“ Beide unterschieden sich von ihrem gemeinschaftlichen Vorbilde dadurch, daß sie es sich neben der Verherrlichung verdienstvoller und zahlungsfähiger Mitbürger zum Geschäfte machten, die Korruption in der Presse zu bekämpfen. Blumberg warnte seine Leser vor Bergblum, Bergblum die seinigen vor Blumberg als einem Verworfenen, welcher das Hohepriesteramt der Publizistik entweiche, mit der Feder den schmähtlichsten Mißbrauch treibe, das öffentliche Interesse seinem privaten opfere, die Ehre der Familien, den Frieden des Hauses antaste aus schnöder Gewinnsucht u. s. w., und die Gerechtigkeit erfordere, anzuerkennen, daß sie für ihre Anschuldigungen stets schlagende Beweise anführten. Wenn sie ihrer gegenseitigen Verachtung immer stärkern Ausdruck gegeben hatten und endlich keine Steigerung mehr erfinden konnten, erklärten sie emphatisch, es sei unter ihrer Würde, sich ferner mit einem so schmutzigen Gesellen zu befassen, und sie würden daher allen Beschimpfungen und Verleumdungen des Gegners nur noch das Schweigen der Verachtung entgegensetzen. Nach einiger Zeit wurde die Verachtung dann wieder sehr berechtigt, und so fort mit Grazie.

Insofern jedes Blatt seinen besondern Leserkreis hatte, nahm dieser lebhaft Partei für seinen so kühn und unerschütterlich für Recht und Ehre kämpfenden Redakteur und teilte dessen Entrüstung über den gefinnungslosen Gegner. Aber jeder Kreis war nur klein. Blumberg „vernichtete“ Bergblum, dieser jenen fast in jeder Nummer, nichtsdestoweniger existierte jeder von ihnen weiter und fuhr fort, das Geschäft des andern zu stören. Und als beide einmal in dem Vorzimmer eines reichen Mannes zusammengetroffen, ungeberdig und lärmend geworden waren, und sich plötzlich durch denselben Bedienten vor die Thür gesetzt fanden, erinnerten sie sich der besseren, einträglicheren Zeiten ihres einträchtigen Wirkens. Ohne sich in nutzlose Erörterungen über die jüngste Vergangenheit einzulassen, vergruben sie die Streitart, und in der nächsten Woche konnte jeder Redakteur die frohe Mär verkünden, daß es gelungen sei, den hochgeachteten, in den weitesten Kreisen geschätzten Schriftsteller Herrn u. s. w. für das Blatt zu gewinnen, welches fortan ohne Aenderung der Tendenz, aber mit verstärkten geistigen und materiellen Fonds unter dem Titel „Die Blumenbergblume“ erscheinen werde.

Und was sagten die Leser dazu? Die meisten garnichts. Gäbe es nicht ein so nachsichtiges und gedächtnischwaches Publikum, wie sollten derartige Blätter überhaupt möglich sein! Daß die Verschmelzung der beiden trefflichen Organe nicht die erwarteten Früchte trug, hatte einen ganz andern Grund, als daß den Lesern, geheimen Mitarbeitern und Inserenten die Augen aufgegangen wären. Unfre beiden Helden hatten Nachahmer gefunden, und von diesen hatte einer durch Erweiterung des Wirkungskreises und Benutzung der Holzschnittillustration einen gewaltigen Vorsprung gewonnen. In seinem Blatte befand sich neben der „Ehrenhalle“ für verdiente Mitbürger auch eine „Schandhalle“ für hervorragende Einbrecher, Falschmünzer, Mörder, Selbstmörder u. s. w., und zwar „in Wort und Bild.“ Es mag Uebertreibung gewesen sein, wenn begeisterte Anhänger dieses neuen Blattes behaupteten, es liefere pünktlich sogar die Bildnisse unbekannter Thäter von Verbrechen. Dagegen ist es erwiesen, daß die Redaktion stets einen großen Vorrat von Phantasieporträts hielt, um sogleich, wenn der Telegraph einen sechsfachen Mord und Selbstmord diesseits oder jenseits des Ozeans meldete, die ganze unglückliche Familie in effugio vorführen zu können, und daß mehr als einmal irgendein Ortsbürger, welcher seine silberne Hochzeit gefeiert oder sonst eine edle That begangen und dafür einen Platz in der Ehrenhalle erhalten hatte, einige Monate später als flüchtiger Kassierer oder Bigamist in der andern Abteilung figurirte.

Blumberg und Bergblum versuchten zwar den Wettlauf mit dem Rivalen, vermochten aber dessen Genialität nicht zu erreichen. Ihr Stern verblühte, und sie mußten froh sein, von dem großmütigen Sieger in dessen Redaktionsstab aufgenommen zu werden, welcher nach und nach alle hervorragenden Talente für diese Gattung von Schriftstellerei in sich vereinigte. Wohl ist dann und wann an den Chefredakteur die Versuchung herangetreten, mit Hilfe der glänzenden Federn, welche ihm zu Gebote stehen, sein Blatt in ein sogenanntes vornehmes umzugestalten, doch bleibt er seinem Vorsatze treu, für die Erziehung des Volkes zu wirken, und wahrhaft treulich auch die äußern Kennzeichen eines echten Volksblattes: graues Papier und schmierigen Druck. Sein Wahlspruch ist „Ehrlich währt am längsten,“ und er erläutert denselben folgendermaßen: „Die Verbrecherbiographien nehme ich ohne alles Honorar auf, und sie nützen meinem Blatte viel mehr als die bestbezahlten Hymnen auf Männer, welche unsrer Zeit zum Ruhme gereichen.“